

Christian Haller
Der seltsame Fremde

CHRISTIAN HALLER

Der seltsame Fremde

ROMAN

Luchterhand



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

© 2013 Luchterhand Literaturverlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH.
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck.
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.

ISBN 978-3-630-87392-3

für Monique

Es gibt nichts auf der Welt, das nicht einen entscheidenden Augenblick hätte.

Henri Cartier-Bresson

Der Teufel hat eine romantische Leidenschaft für die Vergangenheit; und wenn man die Vergangenheit weit genug zurückführt, wird sie zu dem Chaos, aus dem sich unsere energische, lebhaftere Welt herauschälte.

John Cowper Powys

I

DAS ERLEUCHTETE ZIMMER

Es war der dritte Tag mit Nordwind. Der Fluss, die Uferbäume vor den Fenstern steckten wie schon gestern und vorgestern in einer Hülle aus Nebel: Schwaden, in denen schattenhaft Zweige und Äste auftauchten und verschwanden. Doch nun versprach ein Brief, blendend im Licht der Tischleuchte, ein Loch in die herbstliche Trüb- nis zu stoßen: *We are honoured to invite you* – stand unter den Lettern eines Institutes, das auf schneeigem Weiß den *Dear Sir* bat, für die Präsentation seiner fotografischen Arbeiten in eine ferne, nach meiner Kenntnis warmen Gegend zu kommen. Da ich fand, es wäre schon lange an der Zeit gewesen, eine Einladung ins Ausland zu erhalten, beschloss ich, auf jeden Fall zuzusagen.

Der Briefkopf des »Institute for Contemporary and Colonial Studies ICCS« deutete auf eine gewichtige und international tätige Organisation hin, und ich war eben im Begriff, das Blatt mit Genugtuung aus dem Lichtkreis der Lampe zu schieben, als mir noch ein Nachsatz auf- fiel, der mir bisher entgangen war. Dieser besagte, dass zusätzlich zu meiner Präsentation der Aufenthalt wäh- rend des Kongresses genutzt werden solle, ein Portfolio zusammenzustellen. Als Thema vorgegeben sei die Stadt

und ihre Bewohner, ein Ansinnen, das meine anfängliche Freude etwas dämpfte.

Mein Arbeitstisch aus Spanplatten, die auf Stützen gelegt sind, nimmt die Länge des Zimmers ein. Er bietet neben den beiden Computern, dem LCD-Bildschirm, dem Drucker und Scanner, genügend Platz, um Reihen von Photos auszulegen. Zusätzlich sind an der Wand entlang Drähte gespannt, an denen sich Abzüge mit Magneten befestigen lassen. Durch Legen und Hängen der Bilder, durch Austauschen und Umstellen versuche ich in einem oft langwierigen Prozess eine Abfolge zu finden.

Ein Portfolio! In fünf Tagen! Mit dem unbescheidenen Thema: »Der Ort und die Menschen«– während ich noch nicht einmal wusste, wo genau die Reise hingehen sollte, keine Ahnung von der Stadt, geschweige denn von ihren Bewohnern hatte.

An den »Mappen«, eine Bezeichnung, die ich von einem alten, verehrten Fotografen übernommen habe, arbeite ich Monate, an Einzelnen sogar Jahre. Kannten die Veranstalter überhaupt meine thematisch und formal komponierten Bildfolgen? Würden sie dann tatsächlich vorschlagen, ich solle während eines so kurzen Aufenthalts ein paar Schnapshots zu einem Portfolio zusammenstellen? – Egal! Es hatte lange gedauert, bis ich eine so ehrenvolle Einladung erhielt: Jetzt würde ich sie auch annehmen.

An diesem Morgen des 12. November stand ich also von meinem erleuchteten Arbeitstisch überm Fluss auf,

trat mit meinen widersprüchlichen Empfindungen hinaus auf die Veranda. Durch das Fenster sah ich auf den Strom. Die neblig duftige Hülle war dauernd in Gefahr, von der Bise zerfetzt und übers Wasser weg getrieben zu werden. In den aufgerissenen Löchern, bevor neue Lagen sie bedeckten, wurden dunkle Einsprengsel sichtbar, Verunreinigungen, aus denen Büsche wuchsen, ein Stück Mauer, die Wiese und der Uferweg auftauchten und wieder unter Schleiern verschwanden.

Die Mappe mit den Flussbildern wäre vielleicht für die im Brief erwähnte Präsentation geeignet. Sie hätte mit meinem Wohnort, der unmittelbaren Umgebung meines Schaffens zu tun: Die Aufnahmen zeugten zudem von einer Arbeit, die mich schon lange beschäftigte, mit einem Lebensgefühl und einer gesellschaftlichen Situation zu tun hatte, die ich charakteristisch für die Gegenwart hielt.

Ich holte die Mappe aus dem Schrank, legte sie vor mich auf den Arbeitstisch, schlug eine beliebige Stelle auf:

Abzug 3: Die Stauung

Zu diesem Foto hatte ich in mein Arbeitsjournal notiert: *»Der Widerspruch von Bewegung und Verharren, von Dauer und Vergehen ist in einem Moment durch ein klares Frühsommerlicht sichtbar geworden, als die schon tief stehende Sonne auf das Wasser fiel«*, und ich hatte nach all den Wochen und Monaten des Beobachtens den mich überraschenden

Moment erwischt, der in einem besonderen Zusammen-
treffen von Licht, Farbe, Materialität bestanden hatte:

Das Fließen zurückgehalten, verlangsamt, als wirke eine Kraft des Stillstands. Durch sie wird das Wasser einem polierten Speckstein ähnlich, in den unauffällige Muster geschnitten sind. Ketten kleiner Wirbel. Bänder, die um eine Nuance dunkler im Grünton sind, eine leicht gewölbte Oberfläche haben, deren Ränder von gegenläufigen Strömungen aufgeraut werden. Dazu Rippungen oberflächlicher Wellen, vom Wind gegen den Fluss getrieben. Ein fließender Stein. Auf seine eingearbeiteten Muster aus Wirbeln, Bänder, Windschauern legt sich das Spiegeln der Ufer: Die Böschung, die Stützmauer, der Bahnhof, das dahinter ansteigende Gelände – Felsen und Büsche –, abgeschlossen von Häusern, deren Giebelzacken eine scharfe Schattenlinie in die Mitte des Stromes ziehen: Ein stehendes, sich dennoch dauernd veränderndes Bild. In diesen Wandel aus Beharren und Fließen, aus Mustern und Spiegelungen zieht ein Kormoran beim Aufsetzen aus dem Flug eine schäumende Linie, kurz, von rasch verströmender Vergänglichkeit.

Zufrieden war ich mit einer Arbeit nie, bei jedem neuen Betrachten fielen mir Einzelheiten auf, die nicht ganz stimmig waren. Ich fürchtete allerdings auch den Perfektionismus. Das ständige Überarbeiten verdarb am Ende das Bild und sein Motiv. Ich blies auf den Glanz des Fotos, um feine Staubpartikel zu entfernen, was mir vorkam, als wollte ich ihm Leben einhauchen, und legte den

Abzug mit skeptischer Mine in die dunkelblaue Mappe zurück.

Drei Leuchten brannten im Zimmer: Die Halogenlampe über dem Arbeitstisch, die Leselampe neben dem Fauteuil, ein Kristalllüster aus dem Haushalt meiner Großeltern im hinteren, dunklen Teil des Zimmers. Drei Lichtkreise, die den Tätigkeiten entsprachen, die meinen Alltag bestimmten: Die Bilder bearbeiten und sichten, Studien betreiben und die Mappen ordnen. Das Einfügen einer neuen Arbeit gehörte zum Lüster, dessen Licht ein weiteres Erbstück beschien, einen massiven Nussbaumschrank mit geschwungenem Aufsatz, der von seitlichen Pfeilern getragen wurde. Das eingedunkelte Holz der Tür war rissig, versehen mit einem verschnörkelten Beschlag aus Messing. Im Innern standen auf den Tablarren die Mappen, aufgereiht in fünf Reihen aus verschiedenen dicken, blauen Rücken. Sie hatten Titel, waren thematisch geordnet – um die vierhundert Stück –, und die Mappe mit den Flussbildern, die ich an ihren Platz zurückschob, trug den Titel: »Strom und Fall«.

Ich klickte am Laptop auf das Symbol des Kalenders, kippte hinein in den leuchtenden Raster aus den Tagen eines Monats, ein Netz von Linien, in das einzelne Stunden eingefangen waren, künftige Verpflichtungen, rot die Arbeit betreffend, blau die Vergnügen, zappte einen Monat weiter, und das Netz der Tage und Stunden zeigte einen mäßig beschäftigten Menschen, klar zu wenig für ein ausreichendes Einkommen, und geradezu bedenklich für jemanden, der Ende vierzig auf dem Höhepunkt seiner

beruflichen Tätigkeit stehen sollte: Die Zeit der Reise war ohne unverschiebbaren Eintrag, eine Reihe dürftig gefüllter Quadrate. Es wäre ja auch Pech gewesen, hätte ich absagen müssen, Mr. Lang sei *unfortunately* anderweitig verpflichtet, obschon die Reise, der lange Flug auch Strapazen bedeuteten, ganz abgesehen von der Präsentation, bei der mir völlig unklar war, was genau man erwartete. Doch Sarah würde mich begleiten, und ihre Reaktion, als ich sie im Büro anrief, war genauso, wie ich es vorausgesehen hatte.

– Großartig, ich freue mich für dich, Clemens. Ich komme mit! Auf jeden Fall. Wir hängen ein paar Tage an, eine Woche oder so.

Und weg war sie, hatte den Hörer hingelegt, um ihre Agenda zu holen. »Endlich!«, hörte ich sie im Hintergrund sagen, »endlich hast du eine Einladung, war aber auch Zeit«, die Rollen des Stuhls gaben ein unterstreichendes Geräusch, als sie sich wieder hinsetzte, und im Hörer tönte das energische Blättern in ihrer Agenda.

– Das ist ja bereits in zweieinhalb Wochen, sagte Sarah, und die Verlangsamung ihrer Worte, das Abgleiten der Stimme in eine tiefere Lage verhießen nichts Gutes, veranlassten mich zum raschen Einwurf, ja, ja, es sei unanständig knapp! nur um noch hinauszuschieben, was schon Gewissheit war:

– Ich habe Kurs. Ich kann die Vorlesungen nicht ausfallen lassen.

Sarah war Astrophysikerin, hatte einen Lehrauftrag an der Universität, zwar nicht allzu viele Stunden, doch sie

musste bedacht darauf sein, dass diese nicht auch noch gestrichen wurden. Vom ehemaligen Institut waren grade mal drei Stellen übrig geblieben. Die Gruppe von Studenten, die sie zu betreuen hatte, war kleiner geworden, und die Sparrunde vor einem Vierteljahr hatte sie und ihre beiden Kollegen in enge Büros unters Dach des Physikgebäudes verbannt.

– Ich kann unmöglich weg, sagte sie, bevor sie auflegte, und ihre Entscheidung klang unwiderruflich.

Die Aussicht, ohne Sarah zu fahren, verdunkelte meine anfängliche Freude noch um ein Beträchtliches. Ich hasste es, allein unterwegs zu sein, obschon ich früher viel gereist war. Doch seit ein paar Jahren machte sich zunehmend ein leidiges »Erbstück« meiner Familie bemerkbar. Mamas »nervöse Leiden« während oder nach Ankunft einer Reise waren geradezu sprichwörtlich, und ich kannte inzwischen mehr, als mir lieb war, worin diese nervösen Leiden bestanden: Seh- und Wahrnehmungsstörungen, denen oftmals Übelkeit folgte. In Sarahs Begleitung fühlte ich mich besser, sie wirkte beruhigend und gab mir eine Sicherheit, die ich nun in den zu präsentierenden Arbeiten finden müsste. Ich ging deshalb nochmals zum Schrank mit den Mappen, zog diejenige mit dem Titel »Strom und Fall« heraus, meine Flussbilder, wollte nochmals einen Blick hineinwerfen.

Ja, es würde die richtige Entscheidung sein! Die Fotos waren gut, und es ließe sich ausführlich, anhand einzelner Aufnahmen, über die Motive und ihre Umsetzung sprechen.

Abzug 6, Titel: Strömungslinien

Die Stauung. Dieses Verlangsamten des Flusses, das gleichzeitig ein Auf- und Hochschichten des Wassers ist. Ufer verschwinden, der Strom wird zum See, und sein Fließen verbirgt sich unter der beruhigten Oberfläche: Sie ist zur Haut geworden, auf die jedoch wieder und wieder Schauer aus der Tiefe, aus dem felsigen Untergrund, der einstmals zu den Klippen des Falls gehört hat, heraufdringen. Vor einem Jahrhundert sind hier die Wassermassen niedergetost, ein schaumiges Zerfetzen, das jetzt nur noch als Strömungslinien zu sehen ist, in die Fläche projizierte zahme, kaum sichtbare Aufwallungen, die unregelmäßige Kreislinien in einem ununterbrochenen Hochstoßen aussenden – und diese Oberfläche, diese »Haut« abzuziehen, sie aufs Photopapier zu bringen, war das Ziel der Aufnahme: Sie sollte die untergründige Bewegung, die unauslöschliche Spur des ursprünglichen Gefälles im Bezähmten sichtbar machen, »die rasche Vergänglichkeit, die sich jetzt unter der Stauung verbirgt – unter diesem fließenden Stillstand unseres heutigen Daseins«.

II

DER NICHT-ORT

Den Rucksack am Rücken, die Fototasche über die Schulter gehängt, zog ich den Rollkoffer hinter mir her, eingepackt in eine gefütterte Jacke. Sie würde von jetzt an nur noch Ballast sein: Die Glastür schob sich auf, ich betrat die helle, beheizte Abflughalle und ließ die Windböen, die einen Schneeregen durch den Schein der Straßenleuchten trieben, hinter mir zurück.

Eine Rolltreppe schleppte mich und mein Gepäck zu einer Plattform hoch, die eingefasst von Leuchtschriften, Schaltern und Geschäften war. In Abständen dämpfte ein Glockenton den Lärm, eine besänftigende Stimme bat die Passagiere zu ihren Gates, und ich folgte den Hinweistafeln mit Piktogrammen. Trotz all der Bewegungen von Menschen, die nach ihren Zielen strebten, herrschte eine gleichbleibende Atmosphäre, als hätte die Zeit, die hier jedermann bestimmte, kein wirkliches Vorkommen in dem lindgrünen Licht aus Leuchtstoffröhren. Mich erfasste ein Gefühl, als verlöre ich allmählich meinen Körper an die Gepäckstücke: Den Arm an den Rollkoffer, Rücken und Brust an den Rucksack, die Schulter mit einschneidendem Schmerz an die Fototasche. Meine Beine wurden stapfend schwer

auf dem mit Plastikplatten ausgelegten Boden, belastet von einem Magen, der in ungewohnter Plumpheit unter dem Atmen lastete, als gehöre auch er zum Gepäck.

Meine Blicke führten mich zur Check-in-Halle, stellten mich vor eine Anzeigetafel, deren rotierende Plättchen stets neue Flugnummern und Destinationen anzeigten. Eine Zahl wies mich zu einem Tresen, hinter dem mich ein Lächeln, angeknipst wie ein Lämpchen, unter straff nach hinten gekämmten Haaren empfing. Das Make-up bewahrte noch Spuren der morgendlichen Blicke in den Spiegel. Die Schatten unter den Augen, die lackierten Fingernägel, die über die Tastatur glitten, ließen mich ein Zweizimmer-Appartement in einer der Satellitensiedlungen vermuten, eine beheizte Nüchternheit, in der das Sofa, davor der Beistelltisch, das Fernsehgerät, die ungespülte Kaffeetasse als schattenhafte Umrisse verblieben waren. Aus diesen verlassenen Räumen heraus wurde mir jetzt »ein guter Flug« gewünscht, und ich nickte.

Wenigstens war ich einen Teil des Gepäcks los. Rucksack und Tasche wollte ich mit an Bord nehmen: Im einen war der Laptop, im andern die Fotoapparate, besides meine Arbeitsgeräte.

Ich stellte mich vor der Zollkontrolle an, ein Durchlass in der gläsernen Abschränkung, ergab mich in die nun folgenden Prozeduren, wie die übrigen Passagiere auch. Man hielt die Pässe und Bordkarten bereit, wartete, um endlich durch die Pforte der »passengers only«

zu gehen, löste sich allmählich aus dem Alltag heraus wie aus einem verwitternden Gestein. Einige Reisende ließen winkende und weinende Bekannte zurück, die noch letzte Blicke zu erhaschen suchten und sich dann abwandten, um in die Verfestigung gewohnter Tätigkeiten zurückzukehren. Den Kopf gesenkt, trabten sie davon, im Rücken bereits die Erinnerungen an die eben stattgefundene Trennung.

Ich blickte diesen mir unbekanntem Leuten hinterher, wie sie nach dem reliefartigen Hervorgehobensein, das sie beim Abschied kurz erreicht hatten, wieder im kalkgrauen Tag verschwanden, ließ mich von ihren Abschieden, in die eigenen Erinnerungen gleiten. Ich hatte heute früh zu Hause am Küchentisch gesessen, Kaffee getrunken, und auf die Wirrnis in meinem Körper gelauscht. Mutters Erbe! Als spielten die Organe nicht in der gewohnten Weise zusammen! Es entstanden synkopische Lücken, durch die ein Unbehagen heraufdrang, das sich in ein Muster ausweitender Wellen von Ängstlichkeit verwandelte, an deren vordringenden Rändern kleine Wirbel entstanden. Sie zerrten an der Wahrnehmung, entstellten die gewohnte Umgebung, Tisch, Herd und Spüle – und ich suchte Halt, blickte zum Fenster, in dem der Morgen dämmerte, sah unerwartet eine Bildkomposition, die mich veranlasste, die Kamera nochmals aus der Tasche zu holen: Auf dem Sims vor dem nebelgrauen Viereck des Fensters, in das hinein der Stern der Kirchturmspitze ragte, stand der Globus, den mir Sarah vor Wochen geschenkt hatte. Er war von innen erleuch-

tet, und mit dem Stern und dem Grau über den Dächern kam mir das Arrangement wie eine surreale Vision meines bevorstehenden Flugs vor. Zumal der Globus eine für Sarah typische Besonderheit hatte. Statt des üblichen Blaus leuchtete er glühend rot.

Sie hatte den Globus in einem Trödeladen gefunden, ein Stück, auf dem es Länder gab, die nicht mehr existierten, und Grenzen, die längst verschoben worden waren. Die Kontinente glichen Inseln in den Ozeanen, und diese Kugel mit schräg gestellter Achse, gehalten von einem Bügel, auf dem die Grade eingeprägt waren, wurde durch eine elektrische Birne von innen her beleuchtet – wenigstens eine Weile lang. Doch schon nach zwei, drei Wochen blieb die Kugel dunkel, war das Licht im Innern kaputt – und mich amüsierte, wie Sarah an einem Sonntagmorgen im Pyjama, mit vom Schlaf wirren Haaren, am Küchentisch vor dem Globus saß, den Ausdruck forschender Neugier in den Augen. Ihr helles Gesicht war ganz nur Konzentration, hatte in der unbedingten Zuwendung an die bereits demontierte Kugel etwas Kindliches: Wenn eine elektrische Birne in diese Plastikkugel hineingebracht worden war, musste sie auch ausgetauscht werden können. Und es dauerte über das Frühstück hinaus, bis Sarah das Problem gelöst und ein neues geschaffen hatte. Sie wusste endlich, wie die Glühbirne zu wechseln war, stellte jedoch fest, dass sie keine neue besaß, außer einer roten, von der ich nicht zu sagen gewusst hätte, wie sie in unseren Haushalt gekommen war. Sarah schraubte sie mit der Bemerkung ein, das Rot sei nun

eben das flüssige Magma, das man durch die Erdrinde schimmern sehe.

Ich suchte den geeigneten Sichtwinkel von Globus zu Kirchturmspitze und Himmel, schoss ein paar Bilder von der rot unter dem Stern schwebenden Kugel, in der Hoffnung, damit bereits das einleitende Foto zum Portfolio gefunden zu haben.

III

DER CAUSEUR

Ein wenig erschöpft ließ ich mich nach dem Security-Check in eine der Plastikschaalen fallen, die aufgereiht in der Halle standen. Andere Reisende warteten bereits, lasen, arbeiteten an Laptops oder starrten auf ihre Smartphones. Ich schob den Rucksack zwischen die Beine, legte die Hand auf die Tasche neben mir. Eine halbe Stunde bliebe noch bis zum Einsteigen, 37 B, ein Gangplatz.

Zwischen den Wartereihen, in der Mittelachse des hohen verglasten Raums, hatte eine Kaffeebar geöffnet, ein hell beschienener Kubus mit Tresen, dem eine Zeile Schaukästen folgte, in denen Schmuck und Uhren, Schreibutensilien, Etais und Accessoires in gleißendem Licht ausgestellt waren. Die Schaukästen wiederholten im Kleinen die Würfelform der Bar, wie auch der Halle als Ganzes, in deren Glasfronten der nasskalte Morgen stand.

– La beauté des restes. Die Schönheit – nun, wie soll man das übersetzen – des Übriggebliebenen?, fragte ein Fremder in dunklem Wollmantel, der zwei Sitzschalen weiter saß, einen Stetson auf das übergeschlagene Knie gesetzt. Er wies mit der Zigarre auf die glänzenden Ar-

tikel in den Schaukästen, eine Geste souveräner Selbstverständlichkeit, und plauderte in angenehmem Ton, als würde er mich kennen.

– Zeugnisse einer Kultur, die noch als Luxusprodukte in unsere Zeit hinübergerettet worden sind, ohne hier wirklich gebraucht zu werden. Die Füllfeder des 19. Jahrhunderts nimmt sich gegen einen dieser Laptops hier wie ein Teeklipper gegen einen Hochseefrachter aus.

Der Fremde lächelte ein augenzwinkerndes Lächeln, nahm von der Zigarre einen Zug, der die Asche aufglühen ließ.

Ich hätte den Unbekannten gerne darauf hingewiesen, dass das Rauchen hier verboten sei, um dem Herrn durch meinen Tonfall klar zu machen, er solle mich in Ruhe lassen, mir sei nicht nach Konversation zu Mute. Doch der Fremde redete, und er tat dies in einem zunehmend vertraulichen Ton, wies mit dem Aschekegel nach den Vitrinen:

– Ein Museum, sagte er, das Sie sich nicht entgehen lassen sollten. Schmuckstücke liegen dort aus, die eine gewisse Astrophysikerin zweifellos bemerkenswert fände.

Er nahm einen weiteren Zug von der Zigarre, von deren Glut seltsamerweise kein Rauch aufstieg.

Bei der Nennung von Sarahs Beruf stutzte ich, kam nicht umhin, mir zu überlegen, ob ich dem Mann schon einmal begegnet, er mir womöglich vorgestellt worden war.

– Wer weiß denn heute noch, sagte der Fremde, dass »Kosmos« auch Schmuckstück heißt.

Seinen wuchtigen, kahlen Schädel umfasste ein Kranz brauner Haare, die an den Schläfen ergraut waren. Die hellen, listigen Augen und das für sein Alter – er mochte Mitte vierzig sein – von Furchen gezeichnete Gesicht, erinnerten mich an einen Professor für Sozialgeschichte, der aus Wien 1938 emigriert war, zwei Jahre in einem Bleibergwerk gearbeitet hatte und nach einem ökonomischen Experiment auf einer Südseeinsel, in Wales an der Universität über die Vorteile kleiner Nationen las. Ich hatte ihn mehrere Male für eine Agentur porträtiert: Ein eigenwilliger Mann, den ich sehr schätzen lernte, weil er neben Humor auch Charme besaß, seine Philosophie mittels Anekdoten betrieb, und bei Lobreden, die es zu jener Zeit nicht selten auf ihn gab, stets sein altertümliches Hörgerät abstellte.

– Ich werde Sie immer wieder an alle möglichen Leute erinnern, sagte der Fremde in einem schleppend ironischen Ton, denn sehen Sie, das leicht Wandelbare gehört zu meinem Wesen. Manchmal mag Sie dieses schauspielerisch Unbestimmte irritieren. Doch bedenken Sie, wie viele Gesten, Haltungen, auch Redefiguren selbst ein gewöhnlich Sterblicher in seinem Leben aufnimmt. Mit der Zeit hat man eine ganze Gesellschaft in sich wohnen. Oh! nicht die schlechteste, wie ich in Bezug auf Sie betonen darf. Was jedoch mich betrifft, so glaubt man oftmals in mir einen anderen, mir fremden Menschen wiederzuerkennen, obschon mir eine gewisse Ähnlichkeit mit meinem einstigen Aussehen verblieben ist. Doch bin ich dieses Verwechseltwerden gewohnt, wie das Rauchen

übrigens auch: Es war zu meiner Zeit noch eine Selbstverständlichkeit.

Ich sah nach der Uhr, hoffte, mein Flug würde endlich aufgerufen, um mich mit gutem Grund entfernen zu können, obwohl der Fremde eine seltsam belebende Ausstrahlung besaß. Mein körperliches Unbehagen war wie weggeblasen. Doch wurde das Gate hinter der Flugnummer noch immer nicht angezeigt.

– Sie brauchen sich nicht zu beeilen, sagte jetzt der Herr im dunklen Mantel, Ihr Flug hat Verspätung, leider – wie ich Ihnen ungern gestehe – sehr viel Verspätung.

Als hätte es bloß das Stichwort des Unbekannten gebraucht, tönnte aus dem Lautsprecher die Mitteilung, der Flug SL 874 sei wegen technischer Probleme verschoben. *Please, contact the information desk* – und auf der Anzeige klappte die Tafel herunter: *delayed*.

– Sie haben Zeit. Doch verzeihen Sie, dass ich mich nicht vorgestellt habe: Friedländer. Wenigstens habe ich bis 1916 so geheißен. Danach, na ja, Sie wissen von dem Professor, an den ich Sie eben erinnert habe, was danach kam. Friedländer klang im Ersten Weltkrieg zu ironisch und bald danach zu jüdisch.

Ich lächelte nun meinerseits, ein wenig gequält, als versuchte man mit mir einen etwas angestregten Scherz. Der Mann müsste ein biblisches Alter haben, wenn zuträfe, was er erzählte. Aber würde überhaupt etwas zutreffen, was dieser seltsame Fremde erzählte, besonders da er jetzt erwähnte, er sei von Beruf »Causeur«?

– Auch dies ein Begriff, der verschwunden ist, weil es das Bezeichnete, also mich selbst, nicht mehr gibt, schon gar nicht in der ursprünglichen Bedeutung. Dazu gehörte eine gesellschaftliche Ambiance, von Salons und Empfangsabenden geprägt, wie sie im Frankreich des 18. Jahrhunderts und bis in die Zeit Prousts existiert hat.

In gewisser Weise, wenn auch schon vulgarisiert, habe auch das Kaffeehaus noch die Aufgabe erfüllt, die besten Köpfe zum zwanglosen Gespräch zusammenzuführen.

– Ich habe es noch gekannt, sehr ausgiebig sogar. Ein tägliches Wörterfechten, geistreich, schlagfertig, sehr intrigant.

Als Causeur hätte damals nur gegolten, wer über eine umfassende Bildung verfügt und die Fähigkeit besessen habe, durch präzises Formulieren erstaunliche und unentdeckte Seiten des Alltäglichen sichtbar zu machen. Da stünde ich, was die erstaunlichen und unentdeckten Seiten des Alltäglichen betreffe, in einer gewissen Nachfolge, wenn auch eines Causierens mit Bildern, während er sich noch ganz auf den Redefluss habe verlassen müssen. Dieser sei lediglich durch das Faktum legitimiert gewesen, dass wir nicht sehr viel mehr als die Wörter hätten, um uns zurechtzufinden, was gleichbedeutend sei, wie unsere Welt beständig redend zu erfinden. Leider taugten die Wörter – wie übrigens die Bilder auch – lediglich zu Halbwahrheiten, zu bestechenden Irrtümern, die zu weiteren Irrtümern führten, die, elegant formuliert und in ihrer Aussage überraschend ein Gefühl gro-

ßer Einsicht gäben, doch nichts weniger als Irrtümer blieben.

Redefluss – lange hatte ich dieses, wie ich fand, altmodische Wort nicht mehr gehört, und es erinnerte mich an eine Aufnahme in der Mappe »Strom und Fall«: Es gab Bilder, die hatte ich im Kopf, bevor ich sie außerhalb finden konnte, und es dauerte oft Wochen, manchmal Monate, bis ich auf sie stieß, meist unerwartet – oder wie ich es nenne: »ungesucht« –, und der *Uferstreifen* gehörte zu dieser Art Aufnahmen:

Ein Stück Ufergrund. Überströmt von seichtem Wasser, das in Flussrichtung – dem linken Bildrand zu – von Reflexen des einfallenden Lichts verborgen wird, jedoch rechts und in der Mitte die Sicht auf Schlamm und Kiesel, den Algenbewuchs freilässt. Die Strömung wird durch ein Netz leuchtender Linien sichtbar, von der bewegten Wasserfläche zum Grund gebrochen.

Es war schwierig gewesen, diesen Moment des Lichteinfalls zu finden, der den Untergrund des Wassers zu einer kurz verschwimmenden Erscheinung werden ließ: Mit der Aufnahme wollte ich ersichtlich machen, wie unsere Wahrnehmung die Wirklichkeit, die sie eben entdeckt, durch Reflexion wieder verhüllt. Ich wählte eine Anordnung, bei der die Zeit von der ersten zur zweiten und dritten Aufnahme je sieben Minuten betrug. Die Reflexe nahmen durch das Sinken der Sonne und den dadurch flacheren Lichteinfall zu – und nachdem ich durch das

Wort »Redefluss« an die Arbeit erinnert worden war, mir die Bilder einen Moment lang vergegenwärtigt hatte, stellte ich erstaunt fest, dass der Fremde spurlos verschwunden war.

IV

DIE SCHMUCKSTÜCKE

Einerseits fühlte ich mich erleichtert, die Sitzschalen neben mir leer zu sehen, und Landers – so hatte der Fremde sich schließlich vorgestellt – nirgends in der Nähe zu entdecken. Andererseits war das Wohlbefinden, die körperliche Leichtigkeit, die von dem Causeur ausgegangen war, wie weggeblasen. Ich spürte wieder die ängstlichen Aufwallungen, die klumpig in den Magen sackten. Auch die Umgebung – die Reihen Wartender, die Bar, die Halle mit ihren Glasfronten – verlor augenfällig an Intensität, als wären sie durch die Anwesenheit des Fremden in einen angeregten Zustand versetzt gewesen, in eine intensivere Gegenwärtigkeit, die jetzt verblasste, und die Sitzreihen und Gate Desks ins diffuse Licht der Halle zurücksinken ließ.

Obwohl ich den Rucksack und die Fototasche mit-schleppen müsste, mein Sitzplatz vielleicht später besetzt sein würde, entschloss ich mich, bei der Auskunft wegen der Verspätung des Flugs nachzufragen. Wie zufällig und vielleicht doch auch aus Neugier blieb ich bei einem der Schaukasten stehen, um nachzusehen, was dort ausgestellt sein mochte, das »eine gewisse Astrophysikerin bemerkenswert fände«.

In der Vitrine waren Halsketten, Armbänder, die dazugehörigen Ohrringe ausgelegt, präsentiert in einem Licht, das sie einzigartig und wie Fundstücke erscheinen ließ. Ich konnte jedoch nichts entdecken, das mit Sarah oder ihrer Wissenschaft zu tun hatte. Außerdem war mir unklar, woher der Causeur überhaupt etwas von Sarahs Tätigkeit wissen sollte. Ich blickte hoch, sah den Flur entlang, in dessen Mitte die Schaukasten aufgestellt waren. In ihnen ein Planetensystem des Luxus sehen zu wollen, erschien mir als eine zu abwegige, zu gesuchte Assoziation, doch als hätte es dieses Einfalls bedurft, bemerkte ich einen Anhänger in der Vitrine, der tatsächlich mit Kugeln und Ringen an eine Darstellung des aristotelischen Kosmos erinnerte: Im Zentrum war ein Saphir als Erdkugel, umfasst von Ringen als Zeichen für die Planetenschalen und einem äußersten brillantbesetzten Reif, der den Fixsternhimmel darstellte – ein in seiner Geschlossenheit anziehendes Schmuckstück. Es versinnbildlichte die in himmlische Sphären eingehüllte Welt, wie sie dem Altertum noch selbstverständlich gewesen war und ein Geborgensein im All erahnen ließ.

Ästhetik ist da keine Lehre des Schönen und Gefälligen, sondern eine Methode der Erkenntnis, die nach den gültigen Harmonien in den Erscheinungen sucht –: Ein Gedanke, der mir unvermittelt beim Anblick des Anhängers einfiel, mir jedoch wie ein aufgenötigtes Zitat erschien. Ich habe eine Abneigung gegen diese Art belehrender, behauptender Sätze. Sie haben mir schon als

jungem Mann, der nach der Kunstakademie noch ein paar Vorlesungen in Philosophie hörte, stets wie eine Art Wörterlärm geklungen, gegen den ich mich instinktiv wehrte. Damals glaubte ich, dass die Fotografie offener, auch umfassender sei, als es Sätze sein könnten – und das Bild auch ein zuverlässigerer Zeuge des Wirklichen sei. Beides trifft nicht zu, wie ich im Fotolabor schon bald entdeckte.

Ich brauchte eine Weile, auch in der nächsten Vitrine den Anhänger zu finden, der sich als Sinnbild des Kosmos lesen ließ. Über dem Saphir, den Ringen und dem Brillantring war nun bei diesem Schmuckstück ein römischer Brunnen als Kettenöse gearbeitet, dessen überfließende Schalen – durch feine Goldfäden dargestellt –, für das neuplatonische »Überfließen des Einen« stand. Von Planetenschale zu Planetenschale nahm die Zahl der Goldfäden ab, was für die Verminderung der Kraft und Klarheit des Einen stand. Den Abstieg in die Vielheit deutete der Schliff des Saphirs an, dessen Kugelform aus lauter kleinsten Flächen bestand, die das Licht brachen.

Im dritten Schaukasten war der Teil zwischen dem Brillantring des Fixsternhimmels und der Kettenöse entsprechend der Entwicklung zum christlichen Empiräum auf die Art gestaltet, dass die Kette selbst zum Funkenreigen der Engel wurde. Über ein weiteres Schmuckstück, das nun einen strahlenden Rubin im Zentrum trug, während der Saphir unserer Erde hinaus auf eine Planetenbahn gerutscht war, gelangte ich beim letzten Schaukasten zu einem Anhänger, der als Turmuhrwerk



Christian Haller

Der seltsame Fremde

Roman

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-630-87392-3

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Februar 2013

Manchmal sind wir uns selbst am meisten fremd.

Clemens Lang ist ein anspruchsvoller Fotograf. Der genaue Blick für die Strudel und Untiefen der Welt ist seine Stärke. Und doch ist er sich selbst am meisten fremd. Das jedenfalls beginnt er zu begreifen, als er sich auf die Reise zu einer bedeutenden Tagung in einer weit entfernten Metropole begibt.

Als der Fotograf Clemens Lang eine unerwartete Einladung zu einer Tagung irgendwo im Orient erhält, fühlt er sich enorm geehrt. Doch was ihm zunächst als verlockender Ausbruch aus dem Alltag erschien, entpuppt sich als Albtraum. Denn schon am Flughafen begegnet er einem seltsamen Fremden, der von da an sein hartnäckiger Begleiter wird. Selbst am Tagungsort taucht er in einem fort auf und führt dem Fotografen eine Welt vor, die undurchschaubaren Gesetzmäßigkeiten gehorcht. Und während Clemens Lang auf dem Kongress bald der Kopf schwirrt angesichts der hitzigen Diskussionen über Wahrnehmung und Wahrnehmungsgeschichte sowie über die Folgen der Digitalisierung für das Spannungsverhältnis von fotografischer Abbildung, Wirklichkeit und Kunst, wird er zugleich unbarmherzig konfrontiert mit sich selbst, seinem Kunstverständnis und seinem Verhältnis zu Gesellschaft und Leben. Bildgenau und mit höchster sprachlicher Sensibilität erzählt Christian Haller die Geschichte eines Mannes für den eine Reise in die Welt zu einer zutiefst verstörenden Begegnung mit sich selbst wird. Es ist ein Roman über die Kunst und das Leben, über die Bilder, die wir uns von der Welt machen, und über die Manipulation unserer Wahrnehmung von Wirklichkeit, über das Sehen und das Wegschauen und über die blinden Flecken in unserem Auge.



Der Titel im Katalog